

(Nachdruck verboten.)

29]

flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Grabaus zog ihn zurück, legte ihn vorsichtig um ihre Gutfrempe und ließ dann seine Hände auf ihren Schultern liegen. So zog er sie an sich und küßte sie auf den Mund. Ganz nah, vereist war sein Bart, kaum spürte er die Wärme ihrer Lippen. Aber als er dann den Kopf erhob, schaute er rasch auf, wie verwundert, daß die Sterne noch blinkten und der Mond so still schien. Als sei das Größte, Unmögliche geschehen, das, was seinem Leben neuen Glanz gab und ihn heraus hob über die anderen Menschen, war ihm zumute.

Stumm gingen sie weiter, Arm in Arm, bald streiften niedrige Zweige sie, und leise gluckte die Elm, bald wehte über die weite Fläche der Eiseshauch des Schnees sie an. Die Stadt warf ihren Lärm und Lichtschimmer zu ihnen hinüber, dann wieder umgab sie tiefste Stille und matter Dämmererschein. Ohne darauf zu achten, gingen sie weiter, wußten nicht, wie ihnen war, wohin der Weg sie führte, noch wie die Zeit verstrich in dieser verwunschenen Stunde.

Da schauerte sie zusammen, erschrocken fragte er, ob sie fröre?

„Ein bißchen.“

Er riß seinen Mantel auf und wollte ihr den umtun, aber sie wehrte ihm.

„Nur die Hände frieren. Sonst bin ich warm.“

Und als er diese nun ergreifen wollte, um sie zu reiben, schüttelte sie wieder leise lächelnd den Kopf.

„Nicht so! Nicht so!“

Ein Wunsch schien sich in ihr zu regen, den sie nicht ausdrücken konnte. Aber endlich nahm sie mit zager Bewegung seinen Arm und legte ihn um ihren Hals und schlang ihren Arm um seinen Rücken. So Wange an Wange, einer vom anderen gehalten, indem ihre Rechte seine umschloß, und seine Linke die ihre, schritten sie dahin. Und während ihre Erinnerung plötzlich zu jenen Frühlingabenden ihrer Mädchenzeit zurückflog, mußte sie, daß so auch der Mann, von dem sie damals geträumt, sie hatte führen müssen.

Und wieder standen sie dann still, er küßte sie wieder und wieder und spürte nach jedem Kuß ein wenig mehr die Weichheit und Wärme ihrer Lippen.

„Daß ich den je küssen würde, Deinen holden, reinen Mund!“

„Das ist er nun nicht mehr — der reine Mund,“ sagte sie mit leisem Klageklaut.

Aber er preßte sie fester an sich.

„Sag einmal Du zu mir!“

„Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, und wie von inneren Schauern losgerissen, stieß sie heraus:“

„Ach, Heinrich — Du, mein Liebster!“

Schläge einer Turmuhr schwebten dumpf erzitternd in kurzen Intervallen durch die eisige Klarheit. Doch als sie nun warnend drängte, sie mühte heim, zog er sie weiter. Matt widerstrebend folgte sie, ließ immer heißere Küsse auf ihrem Mund, ihren Wangen, ihren Augen brennen. Und nur wie ein letzter ferner Klang von dem, was einst gewesen, klagte es aus ihr:

„Was machst Du aus mir, Heinrich! Ich habe keinen Willen mehr. Und mühte längst zu Haus sein.“

So kamen sie an eine Brücke und schauten in das dunkel fließende Wasser hinab. Wieder mahnten dumpfe Schläge aus der Stille.

„Das ist dieselbe Brücke, über die wir zuerst gekommen sind, Marie Luise.“

„Dieselbe Brücke. Nur wir sind nicht mehr dieselben.“

„Kein's Dich?“

Sie ergriff seine Hand.

„Versprich mir eins, Heinrich! Gib mir die Hand darauf!“

Er sah sie an, lange Zeit.

„Was Du vorhin sagtest, das ist wahr. Nie wirst Du mir mehr sein wollen, als Du bis heute warst. Nie wirst Du das wollen! Versprich mir das.“

„Ich verspreche Dir's.“

„Was heute war, das bleibt begraben. Nie wirst Du mich daran erinnern.“

„Nie werd' ich das.“

„Es war einmal und darf nie, nie wiederkehren.“

„Und brauch't's auch nicht. Denn es war ja für alle Ewigkeit.“

Sie atmete tief auf und sagte:

„Dann ist alles gut.“

Dangsam gingen sie Arm in Arm nach Hause, ohne der ihnen begegnenden Menschen zu achten. In der Belvedere-allee, ganz nah schon der Wohnung, kam ihnen ein Mädchen entgegen, einen Handkorb am Arm, das mit eiligen Schritten an ihnen vorüberging.

„Weißt Du, wer das war?“ fragte Marie Luise.

„Wer denn?“

„Mein Mädchen. Sie hat mich nicht erkannt. Sie würde ja nie glauben, daß ihre Frau Arm in Arm mit einem fremden Mann geht.“

Nachdem sie das Gartentor wieder geschlossen hatte, drückten sie sich ein letztes Mal durch das Gitter die Hand. Dann verschwand sie im Hause, und er ging noch immer wie im Traum die stille Straße hinunter.

Marie Luise warf nur einen flüchtigen Blick in das Arbeitszimmer ihres Mannes, wo dieser mit seinem Bruder in lebhafter geschäftlicher Unterhaltung saß. Sie rief den beiden guten Abend zu und sagte, sie käme gleich, nachdem sie sich umgezogen hätte. Im Schlafzimmer fand sie Christine mit Aufräumen der Wäsche beschäftigt und bat sie, ihr beim Umkleiden behülflich zu sein. Die alte Kinderfrau, welche Marie Luise noch im Wägelchen gefahren und sie so ziemlich das ganze Leben hindurch begleitet hatte, machte ein nicht wenig verblüfftes Gesicht, als sie ihr die Schuhe ausziehen versuchte.

„Na, na, die krieg' ich nich' erab, da muß ich doch erst a Messer holen und sie uffschneiden. Ach hör'eh und der Rod! Sie sind wohl in 'n Graben 'neingefallen, Frau Major?“

Sie ächzte und stöhnte beim Ziehen, und ihr runzliges Gesicht wurde kirschrot von der Anstrengung. Als sie die Schuhe dann glücklich herunter und auch die Strümpfe abgestreift hatte, da geriet sie vor Schreck ganz außer Fassung.

„Ach, de Füßchen! Guad doch nur de Füßchen! Do is juh gor kenn Blut und kein Leben mir drin. Wenn die nur nich' derfrozen sind. Was haben Sie denn nur gemacht, Frau Major? Wie kann mer aber au su dumm sei und bei die Käl im Park erümgiehn? 's is ja doch is kenn Fröhjahr mir. Wenn Sie's mir nur gesagt hätten, hätt ich Jhn' de Gummi-schuh aangezogen. Aber ä sue! Mich ä mol Ramaschen hätt Sie gehatt. — Jz machen Sie nur den großen Zeh krumm! Jz glaube, der will überhaupt nich' mir. Wie abgestorwen is er. Na, na, wie kann mer nur ä su leichtsinnig sein!“

Marie Luise lächelte still versunken vor sich hin und ließ ihre Füße von den treuen alten Händen der Magd reiben und ließ sich ausschalten von ihrem treuen alten Mund. Und beides tat ihr so wohl, so wohl, während sie, von leisen Schauern durchrieselt, noch immer seine heißen Küsse auf ihren Lippen brennen fühlte. Nachdem sie dann vollständig umgekleidet war, ging sie zu den beiden Männern ins Zimmer.

„Na, mein Herz, wo hast Du denn so lange gestekt?“ fragte der Major.

„Ich war noch mit Doktor Grabaus spazieren, im Park.“

„Das ist gescheit. Da warst Du diese Woche wenigstens einmal an der frischen Luft. — Wollte er nicht mitkommen?“

„Er mußte nach Haus.“

In diesem Augenblick kam Christine mit einem großen Glas Glühwein herein.

„Das müssen Sie munter trinken, Frau Major, ä su heeß, wie es is.“

Aber Marie Luise nippte nur und ließ dann das Glas sinken. Doktor Platen beobachtete sie mit mißtrauischen Blicken, während auf dem Gesicht ihres Mannes ein sorgenvolles und doch gütiges Lächeln lag.

„War's schön im Park?“ fragte er.

Da leuchteten Marie Luisens verträumte Augen auf, und sie sagte leise:

„Wunder — wunderschön war's.“

Mit großen Augen sah sie die beiden Männer an, und plötzlich war ihr, als müßte sie sagen: „Denkt Euch nur, als

Wir im Park waren, da hat Grabaus mich geküßt, und ich — glaubt Ihr das? — ich habe ihn wieder geküßt.“

Mit einer Gewalt ohne gleichen überfiel dieser Gedanke sie. Und im selben Augenblick überkam sie auch das Gefühl, daß alles ein anderes Gesicht bekommen hätte; alles, was bis zu dieser Stunde fest, aufrecht und hell in ihr gewesen, war verworren, dunkel und schwankend geworden. Wahnsinnige Angst ergriff sie, Angst des Menschen, der den Boden unter den Füßen verloren hat und sich versinken fühlt.

Das Essen war aufgetragen. Die drei gingen hinüber. Nach Tisch blieb Marie Luise allein im Zimmer, um verschiedene Weihnachtspakete auszupacken. Aber während sie die Bindfäden zerschneid, sank ihr plötzlich die Schere aus der Hand. Zusammenschreckend sah sie sich um, in dem deutlichen Gefühl, daß zwei starke Arme sie umschlungen hielten, und eine Wange sich an ihre drängte.

Bin ich schuldig oder nicht? Kann ich ihm noch ehrlich ins Gesicht sehen? dachte sie.

Als vor dem Schlafengehen ihr Mann an der Schwelle ihrer Kammer ihr den Gute-Nacht-Kuß gab, hielt sie einen Augenblick mit leidenschaftlichem Druck seine Hand in ihrer. Wieder drängte sich das Geständnis auf ihre Lippen. Aber kaum merklich schüttelte sie den Kopf. Sie fürchtete sich vor seinem Schmerz.

Und wie sie dann im Bett lag, allein in der dunklen Kammer, da tobten in ihrem ehrlichen und klaren Kopf die wild erregten Gedanken weiter. Nie hatte sie bis jetzt das Bedürfnis gefühlt, von ihrem Tun und Handeln einem anderen Rechenschaft abzulegen. Was sie getan oder unterlassen, hatte sie oft geärgert, oft gereut. Doch immer war sie eins mit sich selbst gewesen. Was aber heute geschehen war, das zerriß sie, zerriß den innersten Kern ihres Wesens. Sie lehzte nach Rechtfertigung und fühlte sich doch unfähig, ihr eigener Richter zu sein. Aber während ihr Kopf noch glühte und fieberte, da schien sich ganz sacht die Mondnacht des Parks über sie zu breiten, mit ihrem milden, kühlen, wohligen Schimmer. Zuerst kaum vernehmbar wie verwehtes Flüstern im Stimmenlärm hörte sie seine lieben, guten Worte in ihrem Ohr, diese Worte voll Zärtlichkeit und Reinheit, diese nie gehörten und doch ihr seit Ewigkeit vertrauten Worte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, und ihren Mund umspielte ein leises Lächeln. In dem sie die Augen schloß, fühlte sie sich wieder von seinem Arm umschlungen und ging mit ihm, wohin er wollte.

So schlummerte sie endlich ein und schlief ganz fest, tief und traumlos auf den Kissen ihrer Schuld und ihrer Liebe.

Zimmer wieder während der nächsten Tage befiel sie Angst vor dem, was kommen würde, als wenn es in ihrem Leben überhaupt nichts Sicheres mehr gäbe. Zugleich auch befiel sie tiefes Staunen über das, was geschehen war. Vor ihren verwunderten Augen stand dann eine Frau, die auf das Bitten eines fremden Mannes diesem in den menschenleeren, nächtlichen Park folgte, und sie sagte sich: „Ja, das war ich — diese Frau.“ Zimmer lehrten solche Gedanken wieder, und oft mußte sie darüber in ganz gleichgültigen Beschäftigungen innehalten.

Als aber die Woche zu Ende ging, ergriff etwas Neues sie, Furcht vor dem Wiedersehen mit Grabaus. Nicht die leiseste Sehnsucht fühlte sie, nur Furcht. Am Sonnabend morgen erwachte sie mit heftiger Migräne. Unter gewöhnlichen Umständen wäre sie zu Haus geblieben, doch ging sie jetzt trotzdem in den Vortrag. Während Grabaus sie auf dem Heimweg begleitete, waren ihr die Worte wie im Mund erstorben, obwohl sie sich fest vorgenommen hatte, ebenso gesprächig wie sonst zu sein. Auch er war zurückhaltend und schen, und es kostete ihm große Mühe, eine gleichgültige Unterhaltung zu führen. Erst kurz vor dem Haus wurden sie beide freier, als fühlten sie, daß es ihnen gelungen war, das Geschehene zu begraben. Nur als er ihr zum Abschied die Hand reichte, suchte die ihre zu festem Druck, und er erwiderte dies Zeichen mit einem dankbaren Blick.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

New Yorks Bank- und Börsenviertel.

New York ist das Herz des gesamten Handels der Vereinigten Staaten. Doch im Grunde gilt dies nicht einmal von ganz New York, sondern nur von dem kleinen Fleckchen Erde, das die südlichste Spitze der großen Insel Manhattan unterhalb der Fulton-Street

bildet. Es ist das Finanzviertel von New York mit seinen großen Börsenpalästen und Bankhäusern. Während der Geschäftsstunden herrscht hier ein ungeheuer reges Leben und Treiben, denn alle Fäden, die der amerikanische Handel über die Welt ausspannt, laufen in diesem Punkte zusammen. Kein Schiff kann im New Yorker Hafen die Lösung seiner Fracht bewirken, ehe es nicht in dem düsteren Zollhause, dem „U. S. Custom House“, welches das ganze Straßengebiet zwischen William- und Wall-Street einnimmt, die Zollabfertigung besorgt hat. An der Südseite des Bowling Green, eines kleinen Platzes am Battery Park — das ist die äußerste Spitze von Manhattan — wird schon seit fünf Jahren an einem neuen Zollgebäude, einem großartigen Prachtbau, gebaut, das einen Kostenaufwand von zwölf Millionen Mark erfordert. Es dürften aber wohl noch Jahre bis zur Vollenbung dieses stolzen Baues vergehen. Der ganze Warenverkehr der Vereinigten Staaten wie des Auslandes fließt also hier in der unteren Stadt, in den Expeditions- und Lagerhäusern, den Reedereien, den Geschäftsgebäuden der Versicherungsgesellschaften zusammen, und ebenso bedeutend ist der Geldverkehr. In manchen dieser Straßen reißt sich Bank an Bank, viele, die in der ganzen Welt ebenso gut bekannt sind wie in New York selbst.

Das Hauptgeschäft der Vereinigten Staaten befindet sich nicht in New York, sondern in Washington. Aber das Unterschahamt von New York hat eine weit größere Bedeutung für den Handel als die „Treasury“ zu Washington und ist natürlich auch wichtiger als die „Sub-Treasuries“ in Philadelphia und St. Francisco. Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben dieses Unterschahamtes belaufen sich auf etwa 12 000 Millionen Mark, und zwei Drittel aller Geldgeschäfte werden durch das New Yorker Schahamt bewirkt. Dieses Unterschahamt in der Wall-Street, zu welchem man auf einer hohen, die ganze Front einnehmenden Freitreppe emporsteigt, sieht mit seinen klassischen Säulen wie ein griechischer Tempel aus. Mitten vor dem Eingange, auf dem Plateau der Freitreppe, steht die überlebensgroße Statue Washingtons, der genau an der Stelle, wo sich gegenwärtig sein Denkmal erhebt, den Eid auf die Verfassung geschworen hat.

Dem Schahamt gegenüber liegt ein ziemlich unscheinbares Gebäude, das Drexel-Building, ein nur fünfstöckiger Bau von bescheidener Architektur, das aber noch vor zwanzig Jahren zu den schönsten Architekturwerken New Yorks gehört haben mag. Es ist das Bankgebäude J. Pierpont Morgans. Ich hatte Gelegenheit, auch die Kassenträume und Bureaus dieses Hauses zu sehen; die ganze Einrichtung ist recht einfach. Durch einen Beamten dieser Bank erlangte ich Zutritt zur „New York Stock Exchange“, der Effektenbörse, die auch als die „große Börse“ bezeichnet wird. Die Mitglieder der „Stock Exchange“ sprechen von der weiter oben am Broadway gelegenen „Consolidated Exchange“, der „kleinen Börse“, ziemlich verächtlich. Mitglieder der „Stock Exchange“ können nur die reichsten Leute werden; um diese Mitgliedschaft zu erwerben, hat man die Kleinigkeit von 320 000 M. zu erlegen.

Die „Stock Exchange“ berührt auch die berühmte Wall-Street; die prächtige, säulengeschmückte Hauptfront liegt an der Broad-Street. Dieses neue Börsengebäude, das erst vor kurzer Zeit vollendet wurde, ist eins der schönsten Gebäude der Welt. Die Front ist ganz aus weißem Marmor von Georgia gebildet, und auch die Börsenhalle, das Treppenhaus, die Balkone, die Korridore sind ganz und gar mit dem edelsten Marmor ausgekleidet. Ueber den beiden Untergeschossen, die den Sockel bilden, erheben sich sechs kolossale ionische Säulen und zwei Kapitaster, welche den Architrav und ein mächtiges, die ganze Frontbreite einnehmendes Giebelfeld mit herrlicher Skulptur tragen. Die Besucher, die nur gegen starken Zutritt erhalten, werden ausschließlich zur Galerie zugelassen, während den „Floor“ nur die Börsenmitglieder betreten dürfen. Es ist ein sehr merkwürdiges Schauspiel, von der Marmorgalerie aus dem Treiben in dieser 140 Fuß langen, 80 Fuß hohen Börsenhalle zuzuschauen, in welcher der ganze Fußboden mit Papierschnitzeln bedeckt ist, und ernste und übermütige Menschen wild durcheinander wirbeln. Einige überschreien mutwillig im Chöre das laute Getöse, treiben allerlei geistlose Scherze und amüsieren sich dabei göttlich. An der einen Seite der Halle erblickt man riesige Tafeln, die in einige hundert weisse Felber geteilt sind. Auf diesen Feldern sieht man in wechselvollem Spiele Zahlen erscheinen und wieder verschwinden, um bald darauf durch neue ersetzt zu werden. Diese Zahlen werden von den Börsenleuten mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, für den Besucher aber sprechen sie eine vollkommen rätselhafte Sprache, da jede Bedeutung fehlt, auf welche Börsenpapiere sie sich beziehen. Die New Yorker „Stock Exchange“ beherrscht den Effektenhandel und die Effektenpekulation der Vereinigten Staaten, und börsenfähig wird ein Papier überhaupt erst dann, wenn es an der „Stock Exchange“ zur Kursnotierung zugelassen wird. Die Lage der Börse und einer Reihe mächtiger Bankhäuser an der Wall-Street hat dazu geführt, den Namen dieser Straße zum Gesamttitel aller großen Finanzhäuser und Finanzoperationen New Yorks und der Vereinigten Staaten zu machen. Man spricht von der Wall-Street, meint aber das ganze Viertel der Banken und Börsen in New York, und die einen reden mit heiligem Schauer von dieser Großmacht des Geldes, während die anderen unter Wall-Street die verhasste Geldherrschaft verstehen.

Eine der interessantesten Erscheinungen des New Yorker Börsenviertels bildet eine Börse ohne Heim, die sogenannte „Curb Stock“. Das Wort bedeutet so viel wie „Kinnsteinbörse“. Der Volksmund hat die vielen wild durcheinander schreienden Kaffler, die sich all-

täglich in der Broad-Street sammeln, so gekauft, weil sie alle ihre Abschlüsse hier im dichtesten Strazengewühl am Rande des Bürgersteiges, also am Rinnstein, machen. Wahrscheinlich wollte der Volkswitz auch andeuten, daß sie mitten auf dem Bürgersteige nicht stehen bleiben können, denn das gestattet der Verkehr nicht. Die Geschäfte dieser kleinen Wasser sind aber nicht zu unterschätzen; auch hier kommen täglich Tausende von Abschlüssen zustande, und obwohl niemand eine Vereinbarung schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, nimmt doch der Verkehr im allgemeinen seinen ordentlichen Verlauf. Handelsgegenstände der Eurbstone-Börse bilden alle Papiere, die an der Börse nicht notiert werden.

Neben der Effektenbörse gibt es noch eine ganze Reihe bemerkenswerter Börsen in New York. Besonders hervorzuheben ist die Produktenbörse, ein großer Backsteinbau mit quadratischem Turm. Neun Fahrstühle sind ständig in Bewegung, um die Besucher in den 200 Fuß hohen Turm zu befördern, von welchem man eine herrliche Aussicht genießt. Auch das lebhaft Treiben in dem großen Saale der Produktenbörse, der eine Länge von 220 und eine Breite von 154 Fuß besitzt, ist interessant. Die Sitze der Produktenbörse sind stets besetzt und sehr begehrt. Wird durch den Tod eines Mitgliedes oder durch den Bankrott eines Hauses ein Sitz frei, so wird er dem Meistbietenden überlassen. Es werden bis zu 20 000 M. für solch einen Sitz in der Produktenbörse gezahlt. Ferner sind zu erwähnen: die Baumwollbörse, die einen sehr gefälligen Bau in der Beaver-Street besitzt, die Kaffeebörse, die Metallbörse und vielleicht manche andere, die der Ueingeübteste leicht übersehen kann. Es würde zu weit führen, auch die hundert großen Banken aufzuzählen, die zum Teil Paläste von wahrhaft märchenhafter Pracht besitzen. Wahrscheinlich ist nirgends in der Welt der Marmor in so üppiger und verschwenderischer Weise für Bauzwecke verwendet worden, wie in diesen Gebäuden des New Yorker Bankviertels. Doch die drei größten Banken des Finanzdistrikts muß ich hervorheben; es sind dies: die „Erste Nationalbank“, die namentlich die Morganschen Finanzinteressen vertritt, die „City-Nationalbank“ für die Interessen der „Standard Oil Company“ und die „Nationalbank of Commerce“ unter Leitung von Valentin P. Snyder.

Eines der großartigsten und zugleich wichtigsten Institute für das Bankwesen, wie überhaupt das Geschäftsleben New Yorks bildet das „Bank Clearing House“ in der Cedar-Strasse, ein völlig in Marmor ausgeführter und mit verschwenderischer Pracht geschmückter Renaissance-Palast, der nur zwei Stockwerke besitzt, aber dennoch einen Kostenaufwand von fünf Millionen Mark erforderte. Das Erdgeschoss wird von einer großen Bank, die Räume des Obergeschosses unter einer großen Oberlichtkuppel von der „Clearing House Association“ eingenommen. Es ist dies eine Vereinigung aller großen Banken und Trustgesellschaften, deren Hauptaufgabe in der Beforgung der Abrechnungen, die sich aus dem Scheckverkehr ergeben, besteht. Die Vertreter der Banken, die hier eine Mitgliedschaft besitzen, erscheinen um 10 Uhr mit den Schecks und Wertpapieren, welche sie auszuwechseln oder umzutauschen wünschen; aber auch andere Banken, die nicht Mitglieder sind, lassen ihre Schecks und Wertpapiere durch das „Clearing House“ gehen, und zwar durch Verbindung mit einem Mitgliede (einer Bank) der „Clearing House-Gesellschaft“. Vor 1 1/2 Uhr mittags muß der Ausgleich erfolgt sein. Banken, für die sich ein Ueberschuß aus dem Geschäft ergibt, erhalten darauf den ihnen zukommenden Betrag ausgehändigt. Ein großer, feiner Apparat besorgt das ungeheure Abrechnungsgeschäft der Banken, und jeder einzelnen Bank, also etwa 70 Instituten, wird am jedem Morgen die Bilanz vom vorhergehenden Tage zugestellt. Unterbilanzen sind sofort zu decken, und wenn eine Unterbilanz bedenklich aussieht, so kann das Komitee, das nahezu unumschränkte Machtbefugnisse besitzt, sofort einschreiten. Das Komitee hat die Berechtigung, jederzeit die Bücher der Mitgliedsbanken zu prüfen, und wenn es erkennt, daß die betreffende Bank der Sicherheit entbehrt oder das Kapital in unerlaubter Weise angegriffen hat, so kann es die Schließung derselben beantragen. Andererseits wird auch häufig durch Beschluß des „Clearing House-Komitees“ eine Bank vor dem Zusammenbruche bewahrt, damit nicht eine Panik entsetze und unter dem plötzlichen Zusammenbruch andere Finanzinstitute mit in den Abgrund gerissen werden. Das Gebäude enthält auch große, mit feinsten Kassenschränken ausgestattete Tresors, denn die Banken lassen in der Regel Geldbeträge, die nicht in Papieren ausgezahlt werden, in diesem Hause zurück. Unter anderem bergen die Gewölbe etwa 400 Millionen Mark in Gold.

So rauschend das Treiben im Bank- und Börsenviertel während der Geschäftsstunden ist, ebenso ruhig ist es hier am Abende, wenn die Börsenleute, die Makler, die Clerks zum häuslichen Herde zurückgekehrt sind. Dann ist es unheimlich still in diesem Quartier, denn hier gibt es keine Vergnügungstätten, keine Theater, keine Kneipen. —

Fred Good.

Kleines feuilleton.

hl. Pygmäen in London. Aus London wird berichtet; Als die sechs Zwerge aus dem zentralafrikanischen Urwald, die Oberst Harrison mitgebracht hatte, in den Albert-Dods landeten, und der Sudan-Araber, der sie begleitete, ihnen sagte, daß das Reiseziel erreicht sei, äußerten sie auf merkwürdige Art ihr Entzücken. Die vier Männer warfen bis auf ihren Ledenschurz alle Kleidungsstücke ab und vollführten einen Freudentanz. Magani, der kleine,

bärtige, plattnasige Häuptling der Biliputaner, schwang über seinem Haupte eine Fliegenklatsche, die er nicht aus den Händen ließ. Um ihn im Kreise drehten sich seine Gefährten. Ihre Glieder glänzten im Sonnenschein wie Ebenholz. Abseits von ihnen tanzten die Frauen. Dazu sangen sie in unharmonischen gutturalen Tönen; der Tanz wurde schneller und wilder, sie schienen ihre Umgebung und ihr Publikum völlig vergessen zu haben. Erst als die Erschöpfung sie übermannte, hörte die Musik auf. Sie setzten sich nun wieder auf Deck und starrten mit glasigen Augen in den Raum. Maroupi, die ältere Frau, ist erschreckend häßlich. Sie ist 35 bis 40 Jahre alt, steht aber doppelt so alt aus. Die Schönheit der Gesellschaft ist die jüngere Gorrigi, die jung und glänzend schwarz ist. Beide tragen wollene Kleidung, kurze Tuchröcke und dunkelblaue Hüfter und gehen mit blohem Kopf und blohen Füßen und Weinen. Sehr stolz sind sie auf die buntgefärbten Perlenketten, die sie um den Hals tragen, und auf die Perlenringe an den Fingern. Maroupi war zuerst sehr seelkrank, und ihre Gefährten sagten: „Der Tod ist auf ihr“; nur schwer gelang es dem Araber, die Leute davon zurückzuhalten, sie zu töten. Die Männer tragen wollene Unterkleidung, einen dunklen Ledenschurz, dunkle Ueberröcke und einen roten Feg. Nur Magani war von der Größe Londons nicht erstaunt, er ging mit ruhiger Würde auf und ab, paffte eine lange Zigarre und schwang die Fliegenklappe wie ein Dandj seinen Stod. Alkohol kennen sie nicht, und ein mit kömlichem Wasser begossenes Taschentuch erschreckte sie. Beim Anblick eines Schafes und einer Kage zeigten sie sich höchst beunruhigt. An Schmucksachen haben sie eine große Freude, aber Magani warf verächtlich ein Goldstück fort, nachdem er es genau geprüft hatte. Am Freitag tanzten dann die Pygmäen vor einem geladenen Publikum im Hippodrom. Die vier Männer standen in einem kleinen Kreise auf einer braunen Matte und blühten auf den Boden. Dann schlug Magani mit dem rechten Fuß auf die Matte, ein anderer begann zu summen, und hierauf tanzten alle vier im Kreise, warfen die Köpfe und stampften auf den Boden; der Tanz war so zeremoniell wie ein Menuett. Nachher brachte Oberst Harrison ihnen ihre kleinen Bogen, die fuhlangen Pfeile und die schlanken Speere. Sie steckten in ihr wolliges Haar Weidhornzweige, die aus dem Walde gebracht waren, ergriffen ihre Waffen und tanzten einen Kriegstanz, während einer von ihnen auf einem Tamtam saß und mit den Händen bergnügt ein zweites schlug. Das Anthropologische Institut in London hat eine Kommission ernannt, die die bisher noch nie von europäischen Gelehrten gesehenen Zwerge untersuchen und messen soll. —

— Die Verlegung einer Stadt. Ein überaus seltenes Ereignis vollzieht sich, wie der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben wird, zurzeit im Semiretschje-Gebiet im russischen Turan. Die 5000 Köpfe zählende Einwohnerschaft der Stadt Lepinski hat beschlossen, sich mit Hab und Gut auf die Wanderschaft zu begeben und andere Jagdgründe aufzusuchen. Die Stadt besteht seit 22 Jahren. Bei ihrer Gründung wurden ihr vom Generalgouverneur 840 Hektar Land angewiesen, die zu den Ländereien des Semiretschje-Kosakenheeres gehören und durch das Flüsschen Wulenta bewässert werden. In jüngerer Zeit sind nun Streitigkeiten zwischen den Kosaken und der Stadtverwaltung Lepinski entstanden: der Stadt wurde das Nutzungsrecht an der Wulenta abgesprochen und sie sollte ohne Wasser bleiben. Schließlich wurde nachgewiesen, daß die Stadt überhaupt keine Defensionsberechtigung habe, da der Generalgouverneur kein Recht besaß, dem Kosakenheere gehöriges Land zur Gründung der Stadt herzugeben. Darum soll nun eine große Auswanderung stattfinden, die den wenigsten Einwohnern schwer fällt. Denn die Boden- und Verhältnisse sind ungünstig, der einst reiche Wald ist vernichtet, die Weide ist schlecht. Dagegen sind die 85 Kilometer nordwestlich gelegenen Kirgisienländereien, wo die Lepinski in die Terentinka mündet, ein verlockendes, fruchtbares Hügelland mit guten Weiden. Dortin soll die Stadt verlegt werden. Da sie fast nur aus Holzhäusern besteht, ist die Uebersiedelung weniger schwierig. Nur die Kaufleute, die die besten Wohnhäuser und größere Warenlager haben, sind Gegner des Wandertriebs, während die Landwirtschaft treibende Bevölkerung entschlossen an die Uebersiedelung gegangen ist. So ist man denn beim Abbruch, und noch ehe der Sommer scheidet, wird der große Umzug bewerkstelligt sein. —

— Zur Lebensweise des Mutterkorns. Wegen seiner giftigen Eigenschaften ist das Mutterkorn bekannter denn irgend eine andere Beimengung des Getreides. Es ist bekanntlich ein Pilz, der auf den Aehren vom Getreide lebt, und zwar ist das Mutterkorn, dieses harte, längliche Gebilde, der überwinternde Dauergewebkörper — die Botaniker sagen: das Slerotium — eines Schlauchpilzes. Das Mutterkorn entwickelt im Frühjahr Fruchtschläuche, die mit Sporen erfüllt sind. Diese werden ausgeflogen, keimen und gelangen, durch den Wind getrieben, an die Narben von Grasblüten. In diese bringen sie ein und leben nun parasitisch auf ihnen. Nach einiger Zeit entwickeln sie nun selbst Fortpflanzungszellen, sogenannte Conidien, und zu gleicher Zeit scheiden sie einen süßen Saft ab, der von den Landwirten Honigtau genannt wird. Die süße Aebrique Flüssigkeit ist nichts anderes als ein Anlockungsmittel für die Insekten, die, indem sie von dem Honig naschen, sich zugleich mit Conidien besetzen und diese nun bei ihrem Umherstreifen auf andere Pflanzen übertragen. Gelangen die Conidien auf diese Weise an die Narben von Grasblüten, so haben sie wieder den richtigen Boden gefunden, auf dem sie gedeihen können.

Dazwischen wandelt sich der Pilzkörper, der die Conidien mit den Insekten nach allen Himmelsrichtungen entsandt hat, zu einem Dauergewebskörper, dem Sclerotium um, das als solches überwintert, um im Frühjahr wieder Sporen zu entwickeln und so den Vegetationskreislauf des Mutterkorns von neuem beginnen zu lassen. Neuerdings ist es nun R. Steeger gelungen, auf künstlichem Wege Fortpflanzungszellen des Mutterkorns von einer Grasart auf die andere zu übertragen. Wie er im Zentralblatt für Bakteriologie z. (1906 Band 14) berichtet, haben sich aber von dem Mutterkorn Gewohnheitsrassen ausgebildet, die eine ganz bestimmte Reihenfolge in der Uebersiedelung auf Grasarten innezuhalten scheinen und z. B. wohl von einer ersten Art auf eine zweite, aber nicht umgekehrt übertragen werden können. Es gibt eine Gewohnheitsrasse, die nur auf der Wald-Zwenle (*Brachypodium silvaticum*) und dem Plattergras lebt und die nicht auf andere Gräser übertragen werden kann. Nun bilden aber die Pilze auf dem Plattergras zwar reichlich Conidien, aber nur wenig Sclerotien. Wahrscheinlich ist daher der Wirtswechsel der einzelnen Mutterkornrassen in der Natur ein ganz bestimmter. Die Sclerotien, die auf der Wald-Zwenle überwintern, senden im Frühjahr ihre Sporen aus. Diese können zunächst nur auf die Narben des Plattergrases gelangen, das bereits Ende Mai blüht. Die Sporenpflanzen entwickeln auch ihre Conidien, noch bevor die Wald-Zwenle zu blühen beginnt. Diese können also zunächst auch nur auf dem Plattergrase Unterkunft finden. Erst im Juli beginnt die Wald-Zwenle zu blühen, und nun erst können Conidien auf sie übertragen werden. Und während auf dem Plattergrase die Conidien nicht zu Sclerotien auswachsen, wandeln sie sich auf der Wald-Zwenle zu Dauergewebskörpern um, die zur Uebersiedelung geeignet sind. Es findet also bei dieser Klasse des Mutterkorns, und wahrscheinlich ebenso auch bei anderen, ein ganz bestimmter Wirtswechsel statt. —

Medizinisches.

hr. Die Wirkung der Soolbäder. Wie eigentlich die Heilkraft der viel gebrauchten und bei vielen Krankheiten ungemein vorteilhaft wirkenden Soolbäder zu erklären sei, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Dr. Th. Grödel in Bad Nauheim hat neuerdings vergleichende Untersuchungen über die Wirkung von Süßwasserbädern und Soolbädern bei Gesunden angestellt, er hat die Temperatur, die Pulszahl, die Atmung und den Blutdruck gemessen und hat gefunden, daß diese Faktoren durch die Soolbäder nicht wesentlich anders beeinflusst werden als durch die gewöhnlichen Wasserbäder. Man kann sich die therapeutische Wirkung dieser Badesform demnach nur durch Einwirkung der Salze, vor allem des Kochsalzes und des Chlorcalciums, auf Haut und Nerven erklären. Man muß annehmen, daß die Salzlösungen durch die zahlreichen Spalten und Vertiefungen der Haut bis zu den Nerven vordringen und hier Reizwirkungen erzeugen, welche auf den gesamten Körperhaushalt übertragen werden. Es wird ein allgemeiner Zufluß des Blutes nach der Haut hervorgerufen und dadurch der Blutgehalt der inneren Organe verringert. Daher wird die Blutzirkulation gesteigert, der gesamte Stoffwechsel getätigt und die Ausscheidungen aus dem Körper vermehrt. —

Meteorologisches.

n. Die Bedeutung von Inseln für die Wetterprophezeiung. Der Gang des Wetters in den verschiedenen Teilen der Erde wird einesteils durch die Lage nach der geographischen Breite, also durch die Verhältnisse des Sonnenstandes, andererseits durch die Verteilung von Wasser und Festland bedingt. Aus letzterem Grunde geht hervor, daß Inseln mitten im Meer sich für meteorologische Beobachtungen besonders empfehlen, weil dadurch dauernd Aufschlüsse über die Witterungsverhältnisse in dem betreffenden Meeresgebiet gewonnen werden können, wie sie durch die Schifffahrt doch nur unregelmäßig zu erhalten sind. Daher sind die Wetterbeobachtungen, die in Großbritannien gemacht werden, für das europäische Festland von besonderer Wichtigkeit, für Großbritannien wieder die in Irland angestellten, und aus derselben Beziehung erklärt sich der große Wert, der von seiten der Meteorologen auf eine telegraphische Verbindung von Schottland nach der Insel Island gelegt worden ist. Die hauptsächlichste allgemeine Bedeutung der Wetterbeobachtungen auf den genannten Inseln für die östlich gelegenen Landgebiete ist darin zu erblicken, daß die voraussichtlichen Veränderungen des Wetters für letztere besser im voraus angezeigt werden können, wobei noch das allgemeine Gesetz hineinspielt, demzufolge die großen Luftwirbel in den Gebieten niedrigen Luftdrucks von Ost nach West fortzuschreiten pflegen. Deshalb spricht man ja auch von unserer Zone als von der der westlichen Winde. In praktischer Hinsicht sind die Wetterprophezeiungen namentlich in zweifacher Beziehung von Wichtigkeit, einmal in Rücksicht auf die zu erwartende Regenmenge und dann in Rücksicht auf die Annäherung von Stürmen. In ersterem Teil wird uns der Meteorologe darüber belehren, ob ein gefährliches Steigen der Flüsse mit darauffolgenden Ueberschwemmungen zu erwarten ist oder ein guter Durchschnitt von Niederschlag, wie er für die Landwirtschaft gerade günstig wäre, oder endlich eine Dürre, die zur Missernte und möglicherweise zu einer Hungersnot führen kann. Im Fall der Stürme handelt es sich darum, durch zeitige Warnung viele Menschenleben und Schiffe zu retten. Aus dieser kurzen Betrachtung wird jeder sofort einen richtigen Schluß auf die hohe Bedeutung der Wettervorausagen ziehen und

zugeben, daß sie auf jede mögliche Weise gefördert zu werden verdienen. Dr. Locher, der Sohn des englischen Astronomen, weist nun in einem Aufsatz der Londoner „Nature“ in sehr gründlicher und fesselnder Ausführung darauf hin, wie die angeedeutete Benützung von Inseln zugunsten der Wetterprophezeiung nach viel größerem Maßstab als bisher gesehen könnte und sollte. Was die Voraussage von Regen betrifft, so ist es von vornherein klar, daß die Nachrichten von ozeanischen Inseln in dieser Hinsicht von allergrößter Wichtigkeit sein müssen, weil die regenbringenden Winde gewöhnlich die sind, die über große Meeresflächen hingestrichen sind. Von dem Herannahen solcher Winde werden die Beobachtungen auf den Inseln am sichersten und frühesten Kunde geben. Daher haben für Europa Nachrichten aus dem nördlichen Atlantischen Ozean einen so unschätzbaren Wert, während z. B. für Indien daselbe bezüglich der Beobachtungen auf der Insel Mauritius stattfindet, für die Vereinigten Staaten von Amerika die Wettertelegramme von Westindien, von den Azoren usw. Nicht jeder Teil der Küstenländer ist dadurch begünstigt, daß ihm in einer entsprechenden Entfernung Inseln vorgelagert sind, die zu solchen Zwecken benützt werden können. Europa z. B. ist nicht sehr günstig in dieser Beziehung gestellt, weil zwischen Island und den Azoren die Inseln bis nach der Ostküste Amerikas hin fehlen, so daß die drahllose Telegraphie in dieser Hinsicht eine außerordentlich große Aufgabe wird erfüllen können, wenn sie wenigstens von den Ozeandampfern aus zeitig Witterungsänderungen nach Europa hin meldet. Locher verbreitet sich dann noch besonders über den Wert, den meteorologische Beobachtungen auf gewissen Meeresinseln für Südafrika einerseits und für Australien andererseits haben könnten. —

Humoristisches.

— Das Schlimmste. „Gut, ich will Sie gegen ein Fixum von fünfshundert Mark als Hausarzt engagieren. — Wenn nun aber 'mal in einem Jahre gar kein Krankheitsfall eintreten sollte?“
 „Sie brauchen doch nicht immer gleich das Schlimmste anzunehmen!“
 — Ehe-Jddlle. „Wenn Du nicht aufhörst, mich zu quälen, Emilie, erische ich mich wahrhaftig noch vor Deinen Augen!“
 „D, das sieht Dir ähnlich; Du weißt ja, daß mich das Schiefen nervös macht!“
 — Aufklärung. „Du, Grasbauer, sag amal, was ischt denn dö, a Uebermensch?“
 „A Uebermensch? — Im, dö ischt einer, der am Käs 'n Rand abschneid't, von der Wurscht d' Haut abzieht und Automobil fahrt!“
 („Regendorfer-Wätter.“)

Notizen.

— Hartlebens Komödienfragment „Diogenes“ ist jetzt bei E. Fischer, Berlin, in Buchform erschienen. Es ist eine freie Bearbeitung der gleichnamigen Komödie von Felix Wiat, die 1846 in Paris herauskam. —
 — Ein Preisausschreiben für Liedertexte im Betrage von 200 Mark eröffnet „Die Musikwelt“, und zwar erstreckt sich die Wettbewerbung auf 1. ein geistliches Lied, 2. ein lyrisches Lied, 3. ein Volkslied und 4. eine Vokalle. Für die Komposition der preisgekrönten Dichtungen wird im September ein weiteres Preisausschreiben veranstaltet. Alles Nähere durch den Verlag der „Musikwelt“ in Berlin SW. 11. —
 — Gustav Schefranek, der Regisseur des Berliner Theaters, geht in gleicher Eigenschaft an das Hoftheater in Karlsruhe. —
 — In der Großen Berliner Kunstausstellung wird am Pfingstsonntag eine neue Abteilung: Die Ausstellung deutscher Landschaften des 19. Jahrhunderts eröffnet. Die Bilder werden ihren Platz in dem bisher leer stehenden großen Mittelsaal und in den anschließenden Räumen finden. —
 — Der deutsche Künstlerbund hat, nach der „National-Zeitung“, die noch übrigen vier Ateliers in der Villa Romana bei Florenz folgenden Künstlern zugesprochen: dem Wildbauer Georg Kolbe (Berlin), den Malern S. Luch (Leipzig) und Fritz Erler (München) sowie Henri van de Velde (Weimar). —
 t. Ein rätselhaftes Fischsterben ist, wie jetzt bekannt wird, während des Mai in einem Teil des Indischen Ozeans zu beobachten gewesen. Längs der Meeresküste bei Karatschi an der Indusmündung stauten sich ungeheure Mengen von Fischleichen auf, und an den Ufern lagen die Fische oft 10 bis 15 Centimeter hoch übereinander, so daß von seiten der Hafenbehörden besondere Vorkehrungen für ihre Beseitigung getroffen werden mußten. —
 — Das neue Preisausschreiben des Vereins Deutscher Maschineningenieure in Berlin verlangt eine Untersuchung der Bedingungen ruhigen Laufs von Drehgestellwagen für Schnellzüge. Als Preis sind 8000 M. bestimmt; die Frist läuft bis 2. Januar 1907. —